



Alltag des städtischen Gesundheitsdienstes in Hindenburg

Alles was ich erzähle geschah in den letzten Wochen, Wochen der Diskussionen um den „Polnischen Gesundheitsdienst“, Kampf um „Lohnerhöhungen“ usw. Ein kleiner Junge mit Lungenentzündung kam in die Hindenburger Kinderklinik (gut, dass wir so etwas hier haben). Er wird auf die Station aufgenommen und deren sehr junge Mutter (eigentlich auch noch ein Kind und bei einer Erkrankung wäre sie auch noch in diese Klinik aufgenommen worden) kann mit ihm hier Tag und Nacht verbringen. Verbringen! Ja, nur was versteht man unter diesem Wort? auf einem kleinen Kinderstuhl sitzen, in einem Raum 4 x 4 Meter, mit einem kleinen vergitterten Fenster (es lässt sich nicht öffnen), in Gesellschaft von noch drei genervten Müttern und deren kranken Kindern. Schlafen? Also, die Mütter schlafen meistens auf dem Fußboden - erklärt die Krankenschwester. Oder sie liegen sitzend in Liegestühlen. Sie bringen Feldbetten mit, was eine gewisse Missbilligung hervorruft (nehmen zu viel Platz ein) und die junge Mutter schläft in einem solchen Feldbett folgende zehn Tage. Über den ganzen Tag kümmern sich die Mütter um ihre Kinder. Sie stillen oder füttern, waschen und wickeln.

Die Krankenschwestern liefern Milch, Medikamente, Thermometer, und wenn es erforderlich ist (eher selten) führen sie Behandlungen im Arztzimmer durch. Aha, sie wiegen auch. Aber nur mit Hilfe der Mütter. Tagsüber gibt es vier oder fünf Schwestern. Sie sitzen. Gleich werden sie rufen, dass sie zu wenig verdienen. Vielleicht reichen zwei? Sie würden zwei Gehälter bekommen. Und die Mütter könnten nach würdigen Bedingungen rufen? Nach Betreuung und Pflege für ihre Kinder? Ausreichend wären vernünftige Toiletten und Badezimmer und ein Raum, wo man (nicht auf den Knien) essen und Tee trinken könnte. Ein Arzt erscheint zur morgendlichen Visite, dann nicht immer zum zweiten Mal.

Dann schaue ich in die Städtische Klinik, der Aufnahmeraum ist praktisch leer. Denn was bedeuten drei Patienten für eine 200.000 Einwohner zählende Stadt? Die Aufnahme geschieht schnell, Anweisung zum Röntgen...

Dann das erste Problem: Der Arzt hat die Nummer aus dem Personalausweis nicht eingetragen und so muss man quer durch die fast ganze Klinik zurück zum Aufnahmeschalter wandern. Hier steht man in der Warteschlange, denn inzwischen sind mehrere Patienten erschienen.

Viele von ihnen sitzen und warten. Die Klinik hat eine spezielle Schleuse für die Krankenkraftwagen mit Patienten. Aber warum soll man diese schließen und öffnen? Also heult der Wind durch den Gang. Ein Patient nach einem Straßenunfall wird in das Zentrum des Durchzugs geschoben, man lässt ihn für eine Weile so stehen. Ein zweiter, dem gerade Gips am ganzen Körper angelegt wurde, steht und zittert, niemand hilft ihm etwas anzuziehen. Der Dritte, von Sanitätern mit einer Kopfverletzung gebracht, er solle sich auf einen freien Stuhl setzen. Er sitzt also. Fast 40 Minuten. In dieser Zeit (ich habe gezählt) gingen an ihm neun Ärzte vorbei, einer schon zum zehnten Mal, andere auch oft. Ungefähr fünf Krankenschwestern, einige medizinische Hilfskräfte. Keine Person ging an den Patienten heran, sah nichts, fragte nichts. Eine Kopfverletzung, selbst ein Laie weiß, dass so eine Verletzung schlimm sein kann. Als ich eine Krankenschwester ansprach, das wäre doch eine Verletzung am Kopf, hörte ich, dass es nicht ihre Sache wäre.

Hier habe ich nur zwei Fälle beschrieben. Ich könnte noch etliche mehr nennen. Der Gesundheitsdienst ändert sich erst, wenn die hier tätigen Menschen in dem Patienten ihren Kunden sehen, dank welchem sie ihr Geld verdienen. Heute muss niemand mehr bei einer Bank in der Schlange stehen. Er wird mit Vorschlägen daheim angerufen.

Und das es klar sei: auf dem „Weg zum Arzt“ habe ich viele Mediziner und Hilfskräfte getroffen, die sich anders gegenüber den Patienten verhalten. Vielleicht waren es 95 %. Diese 5 % machen jedoch alles kaputt.

Ein Bericht von Brygida Kaczmarczyk aus der Redaktion „Tui leraz Zabrze“ (Zahne hier und jetzt) vom Februar 2008. Und eine Anmerkung des Übersetzers: Es ist eine Horrorgeschichte. Aber sind wir liier in Deutschland noch weit von dieser entfernt? K.F.

Eine neue Attraktion

In der unter Denkmalschutz stehenden Steinkohlengrube Guido können die Touristen ab dem 15. Februar eine zusätzliche Attraktion erleben. In einer unter Tage vorhandenen Kammer wird ein Bergschlag mit charakteristischem Getöse, austretendem Gasgeruch und Staub inszeniert. Na, vielleicht sollte man alle Personen mit schwachen Nerven warnen? Wir gratulieren! Weitere

Ideen werden angeregt.

Eine Kommission der Kattowitzer Wirtschaftskammer besuchte unlängst die Steinkohlengrube Guido und die Mitglieder der Kommission (einige von ihnen über Jahre verbunden mit dem Bergbau) waren begeistert von der Grube und den in kurzer Zeit für Touristen geschaffenen Besichtigungsobjekten. Unterzeichnet BK. K.F.

UNTERHALTUNG

Unterm Tisch oder überm Tisch

von Alfons Hayduk

Zum Abschluß seiner jährlichen Visitationsreise durch Schlesien pflegte der große König in der von ihm ausgebauten Oderfestung Cosel ein großes Essen zu geben, wozu neben den hohen Offizieren und Beamten auch der Landadel der näheren und weiteren Umgebung eingeladen wurde. Und obschon der Alte Fritz insgeheim mehr den Herrengesellschaften den Vorzug gab und mit den Jahren ausgedehnten Tafeln in wachsendem Maße abhold war, erachtete er es in dem neugewonnenen Schlesien als eine staatspolitische Notwendigkeit und Sache der Klugheit, daß zu diesen Dinern auch die Damen gebeten wurden, denen der Monarch bekanntermaßen recht artig und charmant zu begegnen mußte.

Unter den Damen befand sich seit Anfang eine alte, einflußreiche Baronin, die ob ihrer Zungenfertigkeit von ihrer Nachbarschaft nicht wenig gefürchtet wurde, und die sich daher mancherlei herauszunehmen gestattete, was anderen wohl recht übel bekommen wäre.

Unter anderem hatte die Dame die nicht gerade adelige Angewohnheit, nach Tisch, wenn sie gut gegessen und getrunken hatte, ihrem leiblichen und seelischen Wohlbehagen dadurch hörbaren Ausdruck zu verleihen, daß sie - man verzeihe den harten Ausdruck - einige kräftige Rülpsen von sich gab.

Der König, als vollendeter Kavalier und Mann von Lebensart, der das erstemal die Rülpserei der Baronin für ein bedauerliches und unbeabsichtigtes Mißgeschick hielt, ging gewandt, als wäre nichts geschehen, über die Peinlichkeit hinweg, und auch die übrige Tafelrunde tat wohlherzogen ein gleiches.

Beim nächsten Besuch aber wiederholte sich die Szene, und das nicht gerade gesellschaftsfähige Benehmen der Dame erweckte verständlichen Unwillen in der Umgebung des Königs, der selbst nur einen Moment betroffen schien, dann aber die Baronin liebenswürdig in ein Gespräch verstrickte, worin er, nebenbei wie zufällig, die Frage an sie richtete, ob sie wohl auch schon davon, gehört hätte, daß ein schriftstellernder Philosoph, ein gewisser Freiherr von Knigge, zur Zeit an einem Buche schreibe, des Titels: „Über den Umgang mit Menschen“?

Weit entfernt, die Anzüglichkeit dieser Frage als heilsame Lehre hinzunehmen, rülpste die Baronin zum Entsetzen aller Anwesenden noch einmal recht herzlich und bat den Alten Fritz, ihr doch das Buch nach Erscheinen zuzusenden.

Doch dieser meinte trocken: „Ich werde wohl darüber sterben!“ Sprach's und ließ die Dame stehen, ließ sie dann aber hinterher doch recht freundlich durch den Landschaftsdirektor

Graf Henckel einladen, an der nächstjährigen Tafel wieder teilzunehmen; denn sie war eben ein Erbstück der alten österreichischen Zeit des Habsburger Weiberregiments.

Die Standesgenossen waren empört und fürchteten gleichzeitig, für den faux pas der Baronin allesamt irgendwie in Mitleidenschaft gezogen zu werden, ahnten sie doch nicht, was der König mit seiner neuerlichen Einladung eigentlich bezwecke.

„Setz mich nur das nächstmal der Alten

gegenüber,“ meinte da der Graf Gaschin, „ich werde sie schon kurieren!“

Als man nun wieder die guten schlesischen Fasane gegessen und dazu den roten Ungarwein getrunken hatte, rülpste auch die Baronin wie eh und je. Aber im gleichen Augenblick entfuhr auch den Hosen des Grafen Gaschin ein nicht mißzudeutendes Geräusch. Die Herren waren entsetzt, die Damen einer Ohnmacht nahe.

Der alte Fritz wollte sich empört erheben, da

begegnete sein Adlerauge dem Schelmenblick des Grafen, der aufgesprungen war und dröhnend über die Tafel rief:

„Majestät, was ist anständiger: unterm Tisch oder überm Tisch?“

Der König mußte lauthals lachen, alles fiel wie befreit ein, daß die Tische wackelten und Teller und Gläser klirrten. Und als man hinterher wieder die Stühle zurechtrückte, war der der alten habsburgischen Baronin - leer. •

Versteckt in aller Öffentlichkeit

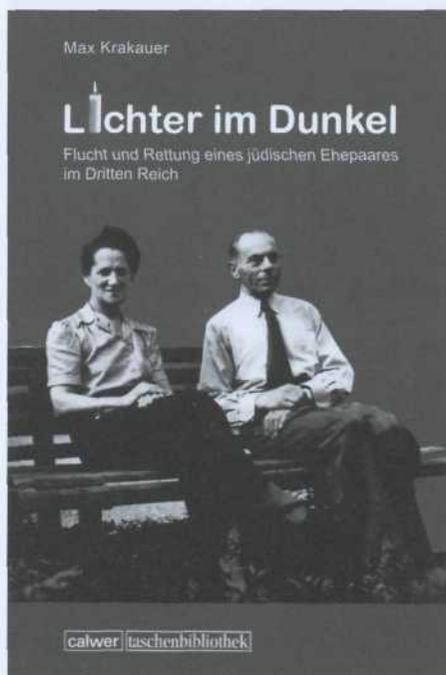
Ein in Hindenburg geborener Jude überlebt das Dritte Reich

Es geschieht im April 1945: Wenige Tage nach dem Einzug der Amerikaner in Waiblingen findet eine seltsame Begegnung statt. Ein jüdisches Ehepaar meldet sich überglücklich beim amerikanischen Kommandanten. Sie erzählen, sie hätten die Nazizeit überlebt - hier, mitten in Deutschland. Doch der Kommandant glaubt ihnen nicht. Zu ungeheuerlich erscheint ihm diese Geschichte. Zu unmöglich die Möglichkeit, dass es in Deutschland noch frei lebende Juden gibt. Erst nach langen, scharfen Verhören lässt sich der Kommandant überzeugen: Max und Karoline Krakauer haben die Judenverfolgung in Hitler-Deutschland überlebt. Getarnt mit einem falschen Namen lebten und bewegten sie sich in aller Öffentlichkeit. Die letzten 20 Monate bis Kriegsende verbrachte das Ehepaar hier in Württemberg.

Als Hitler am 30.1.1933 an die Macht kommt, leben der 44-jährige Max Krakauer und seine 38-jährige Frau Karoline in Leipzig. Sie haben eine Tochter. Max arbeitet als verantwortlicher Leiter bei einer Filmverleihfirma. Bald schon verliert Max als Jude seine Arbeit und einen großen Teil seines Besitzes. Einer ersten großen Verhaftungswelle im Anschluss an die Reichskristallnacht im November 1938 kann Max nur knapp entkommen. Die Tochter kann im Januar 1939 nach England fliehen. Das Ehepaar übersiedelt wenige Monate später nach Berlin. Wie alle Juden werden sie zur Zwangsarbeit verpflichtet. Die ständige Gefahr einer Verhaftung lastet wie ein Alpdruck auf den beiden.

Als Karoline am 29.1.1943 nach Hause kommt, wird sie noch auf der Straße gewarnt: In der Wohnung wartet die Gestapo auf sie. Nur knapp entkommen die beiden ihrer Verhaftung und dem Abtransport ins KZ. Doch in ihre Wohnung können sie nicht mehr zurückkehren. Ein Leben im Untergrund beginnt Sie

finden für kürzere oder längere Zeit Unterschlupf bei Freunden und Bekannten. Schließlich erfährt Max, dass die Bekennende Kirche verfolgten Juden hilft. Als Hans und Grete Ackermann kommen sie so in verschiedenen Häusern in Pommern unter. Doch im Juli 1943 sind auch diese Möglichkeiten erschöpft.



Dann erhalten Krakauers über die Bekennende Kirche ein Angebot aus Stuttgart: Wenn sie die Reise nach Stuttgart wagen, würde dort für sie gesorgt werden.

Als im August 1943 wegen der zunehmenden Luftangriffe auf Berlin eine Massenevakuierung beginnt, verlassen auch Max und Karoline die Stadt. Die Reise nach Stuttgart gelingt. Doch bereits am nächsten Tag werden die beiden bei einer Ausweiskontrolle festgenommen. In harten, langen Verhören versuchen Max und Karoline Fassung zu bewahren. Völlig überraschend werden sie freigelassen.

Ihre Odyssee führt sie in Gemeinden im Raum Stuttgart, Ludwigsburg, Böblingen und Pforzheim. Ein häufiger Wechsel der Quartiere ist nötig, um als „Besuch aus Berlin“ für die Umgebung der Helfer glaubwürdig zu bleiben. Pfarrer im Hintergrund organisieren

die Quartiere. Die ständige Angst, dass ihre jüdische Herkunft entdeckt wird, zerrt an ihren Nerven. Es gibt Phasen völliger Mutlosigkeit. Krakauers tragen schwer an der Last, durch ihre Anwesenheit auch ihre Helfer in große Gefahr zu bringen. Neben der praktischen Hilfe ist für die beiden der seelische Zuspruch und die „Arbeitstherapie“ bei ihren Gastgebern wichtig.

Besonders nervenaufreibend für das Ehepaar und ihre Helfer sind die letzten Monate bis Kriegsende. Mit der Aussicht auf Rettung steigt auch die Gefahr der Entdeckung.

Als die Amerikaner kommen, befinden sich Max und Karoline in Reichenbach an der Fils. Der 21. April 1945 ist der Tag ihrer Befreiung. Rund 800 Tage lang haben sich Max und Karoline Krakauer in Berlin, Pommern und Württemberg „versteckt“. Ihre Odyssee umfasste 76 Stationen, etwa 2000 km haben sie zurückgelegt, viele davon auch zu Fuß. Hunderte verschiedene Helfer haben ihnen direkt und indirekt geholfen. Das Ehepaar gehört zu den wenigen Juden, die auf diese Weise gerettet wurden. Man nimmt an, dass von 10- 15 000 versteckten Juden, ungefähr 3-5000 überlebt haben. Die „würtembergische Pfarrhauskette“ hat noch mehrere andere Juden betreut und versteckt. Insgesamt sind 17 weitere Namen bekannt.

Bereits 1947 veröffentlicht Max Krakauer einen ergreifenden Bericht über seine Erlebnisse. Sein Buch trägt den Titel „Lichter im Dunkel“.

Nach dem Krieg lebt das Ehepaar zunächst in Waiblingen, ab 1950 in Stuttgart. Max arbeitet erneut als Filmverleiher. Zu ihren früheren Helfern haben sie immer wieder Kontakt. 1965 stirbt Max mit 76 Jahren, sieben Jahre danach Karoline im Alter von 77. Sie sind auf einem Stuttgarter Friedhof beerdigt. Ihre Tochter stirbt viele Jahre später in den USA. Ihre Eltern hat sie mehrmals besucht. *Susanne Fetzer*

Max Krakauer, Lichter im Dunkel. Neu herausgegeben von Gerda Riehm und Jörg Thierfelder, mit vielen sw-Abbildungen, Grafiken der Fluchtrouten und ausführlichem Nachwort, Calwer Verlag Stuttgart, 9,90 Euro, erhältlich bei: Schlesische Schatztruhe, Brüderstraße 13, 02826 Görlitz, Tel. 03581/402021.

Ihr Anwalt in Schlesien

Alexander Ilgmann, Rechtsanwalt am LG Augsburg, Mag. für Slavistik (polnisch, russisch, deutsch), Übersetzer für Polnisch.
Kancelaria Ilgmann-Gwóźdź
Plac św. Krzysztofa 1,
50-077 Wrocław Tel. 0048/604 476 794,
(71) 343 72 61, Fax 343 72 66